



Wie unsere "Mashina" (Mädchen) Toilette machen.

üben, zuerst im Beisein ihrer Lehrerin; sie sollte versteckte Sachen auffinden. Richtig fand sie dieselben und ward somit als echte Wahrsagerin erklärt.

Leute von nah und fern kamen in ihren Anliegen zu Nombi und bezahlten sie gut. Doch war sie dabei nicht glücklich; denn sie wußte, daß sie die Leute betrog, um ihr Geld brachte und etwas Unrechtes tat. Sie hatte ein Töchterchen, Utwanyana mit Namen. Es besuchte mit ihrer Freundin unsere Tages-
schule und kam auch an den hohen Festtagen zu uns zum Gottesdienst. Besonders gut gefiel es ihr am hohen Weihnachtsfeste, ja so gut, daß sie bei Beginn der Schule zu uns auf die Station kam. Da kniete eines Morgens in der Kirche vor mir eine Heidin. Ich erkannte sofort an der Kleidung, den Ziegenblasen auf dem Kopf usw., die Wahrsagerin. Nach der heiligen Messe fragte ich sie, warum sie denn zur heiligen Messe gekommen sei? Sie erwiderte, sie sei nur gekommen, ihr Kind zu sehen. Ich erzählte ihr, wie glücklich Utwanyana bei uns sei, und redete ihr zu, doch ihr Geschäft als Wahrsagerin aufzugeben. Anfangs meinte sie, die Dämonen gäben es nicht zu und würden sie sehr dafür quälen. Doch nach und nach fand sie alles so schön bei uns, bis sie eines Tages kam, um sich Kleider zu kaufen. Am folgenden Sonntag kam sie freudestrahlend zu mir und rief: „Sieh, Schwester, jetzt will ich dem lieben Gott dienen, wie mein Kind Utwanyana. Bitte, gib mir einen Rosenkranz, ich will beten lernen.“ Nombi, die Wahrsagerin, war von jenem Tage an eine eifrige Katechumene und scheute nicht den etwa vier Stunden weiten Weg am Sonntag zur heiligen Messe. Hoffentlich wird sie aushalten und bald die Gnade der heiligen Taufe erhalten.



Wie unsere „Mashina“ (Mädchen) Toilette machen.

Von Schwester M. Vera, Driefontain, Rhodesia.

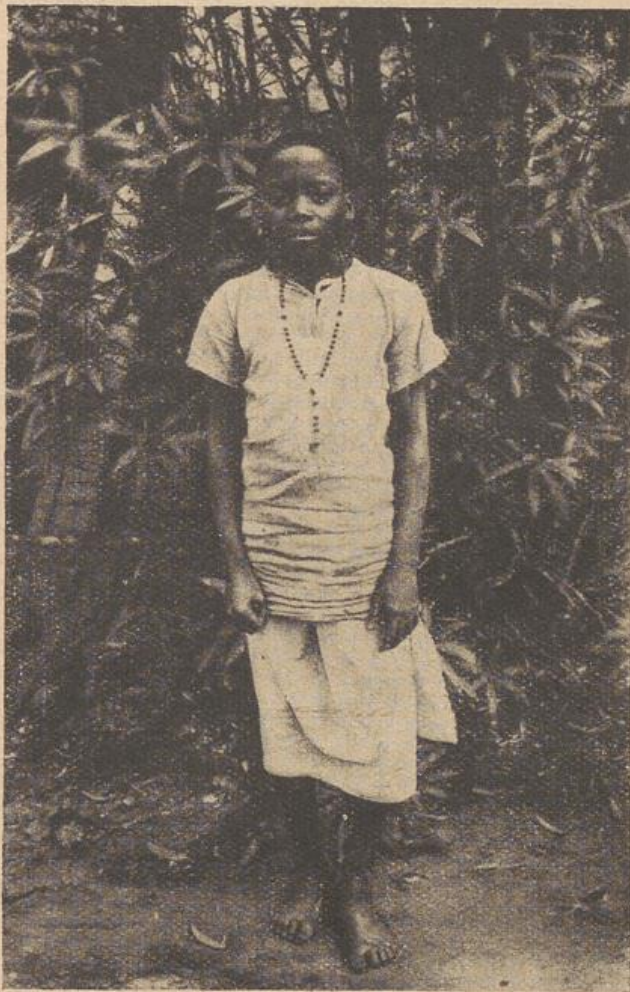
Wie alle unsere Evastöchter, so verwenden auch unsere Mädchen viel Mühe und Sorgfalt darauf, sich „hübsch“ zu machen, besonders am Sonntagmorgen. Da brauchen manche nicht viel weniger als eine Stunde, bis der Putz fertig ist. Schauen wir ihnen dabei eine Weile zu. Dort steht eine, wider die Mauer des Schlafhauses gelehnt, unbeweglich auf einem Stückchen Wolldecke. Ich gebe ihr einen Auftrag, und das sonst willige Kind weigert sich. Auf meine erstaunte Frage heißt es: „Schwester, ich kann jetzt nicht. Wart bis meine Füße trocken sind, und damit zeigt sie uns lachend die blankgescheuerten, weißschimmernden Fußsohlen.

Bekanntlich sind die Innenflächen der Hände und die Fußsohlen bei den Negern hell, fast wie bei uns, worauf sie nicht wenig stolz sind. Und da wettkämpfen unsere Mädchen am Sonntagmorgen, wer die blanksten hat. — Dort sitzen andere in Gruppen von etwa sechs bis sieben am Boden, welche die Fußsohlen mit Ziegelstückchen scheuern, bis kein dunkles Fleckchen mehr zu sehen ist. Das dauert eine geraume Zeit, denn da unsere Leutchen „Schusters Rappen“ nicht kennen, kann man sich denken, daß nach vollbrachtem Tagewerk von der Scheuerarbeit am Morgen keine Spur mehr übrig ist. Nun ist die eine dort fertig, prüfend beschaut sie die Füße von allen Seiten, stellt sich dann auf ein nebenanliegendes Stück Holz, vorsichtig, daß sie ja nicht den Fußboden berührt und spült mit frischem Wasser ab. Wohlgefällig schaut sie dann an sich hinunter, etwa so, wie daheim die Mädchen sich im Spiegel beschauen, nur — Gott Dank — lange nicht so gekünstelt und geziert. Nun aber heißt es, ein sauberes Trockenplätzchen zu erreichen, ohne daß die Füße den Boden berühren; nicht das feinste Stäubchen darf die schimmernde „Weiße“ trüben. Aber wie das machen? Nichts ist einfacher. Auf einen Wink ist im Nu eine Helferin zur Stelle, die sie, die vielleicht größer und stärker ist, mit der größten Selbstverständlichkeit auf ihrem Rücken an das gewünschte Plätzchen befördert. Eine andere, deren Grundsatz ist „Selbst ist der Mann“, weiß einen anderen Rat. Hurtig macht sie sich mit etwas Gras und Baumrinde eine Art Schuhe zurecht, auf denen sie dann unbeholfen ihrem Ziele zusteuert. Sind die Füße soweit fertig, so gehts an den krausen Wollkopf; da wird gekämmt und gestriegelt, bis die schönste Frisur zustande gekommen ist. Und in der Tat sieht so ein gepflegter Wollkopf nicht häßlich aus, etwa wie wenn ein schwarzhaariges Mädel daheim sich das Haar ganz fein mit der Schere brennt.

Eines Sonntagmorgens kamen die eitelsten unserer Leutchen strahlend einher, um sich bewundern zu lassen. Sie hatten eine ganz neue, elegante Frisur erfunden; auf ihrem Haupte prangte ein tadellosere „Jungenscheitel“. Wie enttäuscht waren sie, als sie von den Schwestern hell ausgelacht wurden. Seitdem versteigen sich nur noch ganz vereinzelt hie und da zu dieser Mode. Manche schoren sich das Haar außen herum glatt ab, was ihnen ein direkt wildes Aussehen verlieh, so daß wir es ihnen ernstlich verboten.

Was Schmuckgegenstände anbetrifft, so spielen bekanntlich Glasperlen die Hauptrolle. Es ist merkwürdig, wie kunstvoll sie diese verweben zu Halsketten, Armbändern, Ohrgehängen usw. Da das Tragen mancher „chuma“ abergläubische Bedeutung hat, dürfen unsere Mädchen sie nicht tragen. Da ist es nun staunenerregend, wie erfinderisch sie für „Ersatzschmuck“ sorgen. Ein schmaler Streifen Baumbast wird angefeuchtet, mit der hellen Seite abwechselnd auf roten und schwarzen Grund ge-

tupft und so kommt das schönste Zierband zustande, das sie anmutig um Stirn und Kopf schlingen. Hand- und Fußgelenke werden mit aus Gras zierlich geknüpften Bändern vielfach umwunden. Es ist zum Staunen, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit sie derartiges zustande bringen. Was aber das Merkwürdigste an der ganzen Sache ist, so sind hierzulande die Jungens eitler als die Mädchen. Das Kämmen und Striegeln



Ein Negerbübchen.

genügt nicht, um den Kopf nach Wunsch zu frisieren. Außerdem wird das Haar angefeuchtet und gebügelt mit heißen Eisen. Und wenn so ein „Mister“ schon Geld verdient bei den Weißen, so leistet er sich ein Paar Schuhe, die aber jedesmal den Träger schon von weitem anmelden, so unbeholfen stolzieren sie mit denselben daher.

Zum Schluß noch ein drolliges Geschichtchen. Der Bube eines unserer Mädchen, Alonjo, wollte sich seiner Braut ganz be-

sonders begehrenswert zeigen. Er kam also tip top, geschniegelt und gestriegelt aufs äußerste. Das Schönste aber an seinem ganzen Anzug war ein Paar zierlicher Damenpantoffeln, auf denen er daherging wie auf Eiern.



Kiritas Gnadenstunde.

Von Schwester M. Engelberta.

Ss war am 20. Dezember 1925. Der mächtige Häuptling von Kilema stand im Begriffe, den weißen Bezirkshauptmann von Moschi, der nächsten Ansiedlung der Europäer, zu empfangen. Soeben gab er noch seinen Mannen ernst und gemessen die Befehle, den Platz für die Zelte schön herzurichten und die Hütten für das Gefolge des Weißen bereit zu halten.

Kirita, so hieß der Häuptling, war ein noch junger, starker Mann, hoch und schlank gewachsen wie eine Edeltanne. Die wohlgestalteten Glieder mit Olivenöl gesalbt, glänzend schwarz wie Ebenholz, so stand er da, festlich geschmückt in langherabwallende schneeweiße Tücher gehüllt. Gerade war er daran, dem Bezirkshauptmann entgegenzugehen. Aber ernst und düster blickten heute die sonst so kühnen Augen; ein herber Zug spielte um den fest geschlossenen Mund. Besorgt sahen ihn seine Räte und Freunde an, aber zu fragen getraute sich keiner. Der Häuptling war wehmütig gestimmt, er war es die letzten Monate so oft gewesen, aber so wie heute hatten sie ihn noch nie gesehen. Kirita hatte die letzte Zeit sogar eine Hütte ganz für sich allein bewohnt, keine seiner fünf Frauen durfte bei ihm sein. Er schien beständig über etwas nachzudenken und zu grübeln, etwas zu wünschen, zu ersehnen, was für ihn fast unerreichbar schien. Eine Zeittlang hatte er sich sogar in seine Hütte eingeschlossen und darinnen laut geweint. Niemand wagte den dunklen Schleier zu läften. Da, als er endlich herauskam, geschmückt und zum Abmarsch bereit, aber mit rotgeweinten Augen, wurde es seinen Begleitern ganz eigenartig zumute. Kirita hieß sie vorausgehen, er wollte in die Hütte seines Freundes eintreten, der ein Christ war, und mit ihm allein reden. Erstaunt betrachtete dieser den so unerwartet kommenden König seines Stammes. „Rafika yangu“ (Mein Freund), begrüßte ihn der Häuptling, „ich rede heute das letztemal mit dir.“ Erschrocken blickte der Jugendfreund zu ihm auf. „Ich fühle es, mein Lebensende naht, ich muß sterben, bald, bald sterben und oh! ich bin ein Heide. Niemand will mich taufen, die Missionare taufen keinen Häuptling, der viele Frauen hat, wenn ich ihnen auch sage, daß ich sie alle entlassen will — sie schenken mir keinen Glauben — sie wissen, wie groß für meinen Stand die Gefahren sind, wie schwer ein König Christ sein und bleiben kann. Aber ich sage dir, mein Freund, ich will getauft werden, — ich will als Christ sterben. Seit meiner Knabenzeit habe ich die christliche Religion kennengelernt, ich kann den Katechismus so gut wie du auswendig von der ersten bis zur letzten Seite. Aber niemand wird mich, den Häuptling Kirita, der, wie du weißt, vor sieben Jahren in die Verschwörung gegen die Weißen mitverwickelt war, der beschlossen hatte, alle Weißen am Kilimandscharo aufzuspießen, taufen wollen. Als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, begrüßten sie mich zwar auf der Mission freundlich, aber das frühere gute Verhältnis ist es doch nie mehr geworden. Mißtrauen, und mit Recht, war bis jetzt mein Anteil, und doch sage ich dir, mein Freund, ich bin im Herzen längst ein gläubiger Christ, aber mein Glaube ist tot, denn ich habe keine Werke, ich bin nicht getauft, und ich fürchte, daß mich der Missionar nicht taufen wird, selbst wenn ich zum Sterben käme, denn er würde Angst haben, ich könnte nochmal gesund werden und wieder in das Heidentum zurücksinken. So sprach Kirita und brach zuletzt in lautes Schluchzen aus. Erschrocken betrachtete ihn sein christlicher Freund.